

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

2) Roman von Peter Egge.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Abele Neustädter.

In den ersten Wochen sprachen sie über gleichgültige Dinge, sprachen, um sich zu unterhalten; aber eines Tages sprach er über sich selbst, sein einsames Leben, über sein Mißvergnügen, über die Frauen, über die Kameraden.

Da hielt sie nicht länger Schritt.

Sie nidte einige Male; aber er sah, daß sie ihn nicht verstand. Dennoch fühlte er, daß es nicht Mangel an Wille war, nicht Zimperlichkeit, wie bei den anderen. Es lag etwas Hüfloses in ihr. Sie blieb stumm, weil sie sich anstrengte, ihn zu verstehen. Und das rührte ihn. Er fühlte Härlichkeit für diese schöne Hüflosigkeit, für dieses große, erwachsene Mädchen.

Sie verkehrten den Winter hindurch, und er sprach so lange, bis er glaubte, sie verstehe ihn. Er empfand eine große Freude und Dankbarkeit. Sie war der erste Mensch, zu dem er so offen über sich gesprochen hatte, und es schien ihm eine Selbstverständlichkeit, daß sie und keine andere es sein müßte.

In der Erinnerung sah er vor sich das Ideal, das er die ganze Jugend hindurch in sich getragen. Sie sollte schlau und schön sein, ehrlich und imponierend. Sie sollte Aufsehen erregen, sobald sie sich zeigte. Sie sollte, wie er, das Halbseine verachten. Sie sollte seinen unsicheren Geschmack sicher machen.

Er konnte Demokrat und „volkstümlich“ sein, so viel er wollte; aber wenn er gegen sich selbst ehrlich war, so mußte er gestehen, daß er den Stand verachtete, dem er entspringen war, seine Vorurteile und Intoleranz, radikale Ideen, wie Modeherren gekleidet, hatten ihn mehr angesprochen, als wenn sie sich in Fries zeigten.

In einem hellen Wintertage sagte er ihr verwirrt auf dem Drammenwege, daß er sie so sehr liebe, wie er nie zuvor jemand geliebt habe, weder Mann und Frau. Da reichte sie ihm die Hand, und sagte:

„Ich glaube, wir werden gut mit einander auskommen.“

Er fühlte sich gekränkt, daß sie so ruhig war. Was eben geschähen, mußte für sie etwas anderes als für ihn bedeuten. Er sollte es erfahren, während sie verlobt waren.

Wenn er kam und wenn er ging, drückte sie ihm die Hand, als habe sie eine Freundin vor sich, mit der sie ernste Gespräche führe. Die ruhigen, grauen Augen waren ihr gutes Gewissen, und sie drückten aus, daß sie war, wie sie sein würde. Sie erwartete nicht mehr.

Er lauschte, wenn sie sprach, um einmal ein Hervortreten der Wärme zu verspüren; aber er empfand es nicht. In seine Liebesjungen ergab sie sich: Sie war einmal nicht anders. Er konnte nicht bemerken, daß die Stimmungen stiegen und sanken, daß ihre Sympathie für ihn gestärkt oder geschwächt wurde. Er entdeckte, daß er ihr ein guter Freund war, ein solider Mann, daß alles, was er ihr von seinem Leben eröffnet, sie interessiert hatte, weil es neu war, aber nicht, weil sie es verstand, nicht weil sie es als etwas Verwandtes empfand. Eine Zeitlang hoffte er, in ihr zu lieben, was sie in seiner Einbildung besessen hatte.

Es glückte ihm nicht.

Sie stand ruhig wie ein kleiner See, der so geschützt liegt, daß die Stürme ihn nicht stören können.

Zuletzt fror er bei ihr und noch mehr in ihrem Hause, wo die Menschen umhergingen und sich bekrittelten.

Da löste er endlich das Verhältnis.

Er lebte wieder allein. Den ganzen Tag saß er in seiner Junggesellenwohnung und studierte Zus oder bläute ins Leere.

War er nicht zu streng gewesen, etwas naiv? Hat er recht daran, so viel zu verlangen? Vielleicht lächelte er später einmal darüber, wie er jetzt über Ansichten und Uebersetzungen lächelte, die er vor einigen Jahren gehabt hatte. Warum die Forderung an sie und sich so hoch stellen? Es ging ja nie nach Wunsch auf der Welt.

Nach und nach erfüllte ihn wieder Bitterkeit und das Gefühl des Entbehrens, wenn er allein war. Er sehnte sich danach, zu hören oder nur zu wissen, daß eine Frau in dem Zimmer war, wo er saß. Es wäre ihm ein Trost gewesen; aber er erhielt ihn nicht.

Eine Zeitlang lebte er wild. Sein Mißvergnügen verringerte sich dadurch nicht. Er konnte es nicht betäuben. Es half ihm wenig, daß er sich selbst verhöhnte.

Eines Tages gewann er genügende Kraft, sich loszureißen.

Er wohnte ein paar Monate zu Hause bei dem Vater, der seit einiger Zeit gekränkelt hatte. Als zum Herbst hin der Alte starb, machte er sich fertig, das Dorf für immer zu verlassen. Nichts hielt ihn länger an dem Ort fest, wo er geboren war. Er verkaufte, was verkauft werden konnte, behielt nur einige Kleinigkeiten, und reiste nach Christiania, um das Juridicum zu machen, da er es dem Vater versprochen hatte. Er hatte auch selbst Lust dazu. Holthe und Hjelm trafen sich in Christiania. Hjelm kam ihm wie früher entgegen; aber ihr altes Verhältnis war geschwunden. Die Freundschaft war tot, jedenfalls durch Holthes Schuld. Wenn er Hjelm aufgeräumt und selbstbewußt mit dem alten Gewäsch kommen sah, den alten, verkümmerten Schlagworten, Redensarten und Uebersetzungen, glaubte er abgestandenes Bier zu trinken.

Trotzdem konnte er Hjelm zuweilen um sein liches, lebhaftes Gemüth beneiden, das sich so leicht mit dem veröhnte, was sehr schwierig einzurichten war.

Holthe lebte einen Winter hindurch nur vom Zus erfüllt, las außer seinen Fachschriften kein Buch, selten Zeitungen. Und er entbehrte sie auch nicht sehr. Er war fast indifferent geworden. Nun hieß es nur das Examen bestehen, fertig werden und dann hinauskommen, fort aus Christiania und Norwegen. Reisen! Nur reisen! Sehen, hören, lernen, mitleben! So sollten Schwermett und Ueberdruß und Gleichgültigkeit getödet werden. Wenn er dann wieder nach Hause kam, fand er wohl irgend etwas zu thun.

Er war fast sechsundzwanzig Jahre alt, als er ein knapps Laube im Juridicum bekam. Und dann slog er in die Welt hinaus. Streifte durch Dänemark, Deutschland, Frankreich und Italien. Er kümmerte sich um kein Schaffen, beschäftigte sich nur mit den Sprachen. Er trieb sich überall umher, wo es etwas zu sehen oder zu hören gab, und machte Bekanntschaften, die einen Tag, einen Monat währten.

Er gab sich nicht mit vielen Frauen ab. Dennoch bedeutete die Frau viel in seinem Leben: sie war ihm die Unruhe, das Sehnen. Jedesmal, wenn er in eine fremde Stadt kam, wo ihn kein Mensch erwartete, hatte er viel Zeit, mit sich allein zu sein. Es waren lange Tage und lange Nächte. Er überdachte alles in seinem einsamen Leben, von den frühesten Kindertagen angefangen. Er mußte über seine Unzufriedenheit in der Heimat und über seine Sehnsucht fortzukommen lächeln... Er hatte sich als Student in das Leben gestürzt, um alles zu finden, was er in einer einsamen und freudlosen Kindheit an Illusionen gesammelt hatte, und so hatte er nicht sofort gefunden, was er suchte. Er hatte sich abgestoßen, verkehrt, gekränkt gefühlt. Und so zog er in die weite Welt hinaus, um Trost zu suchen... Herr Gott!... Konnte er nicht ebenso gut jetzt schnell wieder nach Hause reisen? Vielleicht erwartete ihn das Glück dort...

Nein... war er erst draußen, so sollte er auch dort sein, bis er sich alle Kanten abgelaufen hatte. Ging es einmal nach Norwegen, so war es um eine Frau zu finden, um ein Heim zu gründen.

Drei Jahre blieb er unterwegs.

Während dieser Zeit unterhielt er keine Verbindung mit Norwegen, bekam keine Zeitungen, keine Briefe. An einem Apriltage setzte er den Kurs nordwärts. Aber als er die Küste sah, schien ihm die Luft seiner Studentenjugend entgegenzuschlagen, und der Zweifel drängte sich vor. Würde er jetzt nicht auch getäuscht werden? Er hatte daran glauben müssen, daß das Glück ihn in Norwegen erwarte; aber war ein solcher Glaube nicht das Surrogat für das Glück dort draußen?

Er war nicht müde, nur gequält. Auch nicht erbittert, nur still betrübt.

Erstes Buch.

I.

Johannes Holtze wollte eine Arbeit finden, irgend eine Stellung erhalten. Um sein Fus aufzufrischen, um seine Kenntnisse praktisch zu verwerten, nahm er vorläufig einen Posten als Amtsgehilfe in dem Bureau eines Gardesvogtes in Smaalenen an.

In einem Maiabend kam er spät auf dem Hofe an. Die Familie hatte schon gegessen. Er traf nur den Vogt und eine der Mägde.

Es mochte ungefähr elf Uhr sein, als er aus seinem Zimmer hinunter kam. Er wollte einen kleinen Spaziergang machen, ehe er sich schlafen legte. Er ging durch die große Küche. Anstatt sie finster und menschenleer zu finden, sah er ein brennendes Licht auf dem Esstisch der Diensthofen stehen und ein Mädchen saß dort, die Hand an die Wange gelehnt, und las in einem Buche, das vor ihr lag.

Als sie ihn hörte, sah sie schnell auf, fast verschüchtert, senkte jedoch schnell wieder die Augen auf das Buch. Sie lagen groß und blau in dem bleichen Gesicht. Das schwache, unsichere Licht entfernte sie förmlich, und hob die Weiße ganz eigentümlich.

Holtze blieb stehen.

„Guten Abend!“

„Guten Abend,“ antwortete sie und blieb sitzen, aber sie wagte es schnell aufzublicken. Er vermutete, daß sie eine der Mägde war. Er ging auf sie zu, reichte ihr die Hand und sagte:

„Ich bin der neue Amtsgehilfe. Ich kam erst heute abend.“

Sie sah nicht auf, bemerkte nicht die dargereichte Hand. Da streckte er sie so weit vor, daß sie ihrer gewahr wurde. Sie erhob sich halb und gab ihre Rechte. Er sah unwillkürlich darauf nieder, denn die Hand war fein und weich.

Sie kehrte das Gesicht wieder dem Buche zu und die Hand berührte sofort wieder die Wange.

Dann ging er langsam hinaus, über einen Pfad hinab, der ihn in ein Birkenwäldchen führte.

Herr Gott, welch eine Geniertheit! . . . Wie fremd ihn das jetzt berührte und vielleicht war er einst ebenso gewesen. Seine eigene, dumme Zurückhaltung war wohl nichts weiter, als die Bauernblödigkeit in einer anderen Gestalt.

Er ging umher, vergaß, daß er sich hier hatte umsehen wollen, wo er vielleicht lange wohnen bleiben sollte. Er genoß nicht die Nacht, freute sich nicht über das hellgrüne, kurze, kräftige Gras, über das er ging, auch nicht über das junge Birkenlaub über seinem Haupte.

Es mußte bei ihr mehr als gewöhnliche Bauernblödigkeit sein. . . Einschüchterung . . . Das Gesicht hat ihn geradezu, ihr nichts Böses zuzufügen, sie nicht einmal anzusehen . .

Und nun lächelte er.

Als er aus dem Wäldchen und wieder auf das Feld kam, blieb er stehen und sah eine Weiße zum Himmel und ging dann langsam weiter mit gebeugtem Kopfe.

Vor der Küche sah er durch das Fenster: Das Licht war erloschen.

Als er im Halbdunkel durch die Küche schritt, strich er mit der Hand über den Tisch; aber das Buch war jetzt fort.

Als er am nächsten Morgen in das Speisezimmer kam, traf er den Vogt, die Frau und den Schreiber, einen alten, grauhaarigen Mann, der einen kriegerischen Anebelbart trug. Er war vielleicht Unteroffizier gewesen. Der Vogt stellte Holtze den beiden andern vor und dann ging man zu Tisch.

Sie hatten sich kaum gesetzt, als das junge Mädchen, mit dem Holtze den Abend zuvor gesprochen hatte, mit einer Schüssel hereinkam, die sie auf den Tisch stellte; dann setzte sie sich neben die Frau.

Sie ist also Wirtschaftsmamsell, dachte Holtze und erwartete vorgestellt zu werden. Aber keiner der anderen schien sie zu beachten.

Der Vogt begann ihn über seine Reisen auszufragen, während die Frau ihn mit zusammengekniffenen Augen betrachtete und untersuchte.

Holtze bemerkte, während er sprach, daß das Mädchen auf seinen Teller sah, ohne zuzuhören. Oder sie fingierte, es nicht zu hören. Sie wandte den Kopf nicht nach der Ecke, wo er saß, vermied sie geflissentlich.

Ihre Gestalt war klein, schwächlich, und auch förmlich gedrückt, und dies verlieh ihrer Schwächlichkeit fast etwas Nührendes. Die Schultern stachen etwas spit und hart hervor. Unter

jedem Auge lag eine tiefe, blaugraue Furche, die das Gesicht angestrengt erscheinen ließ, leidend, und das weiße Tageslicht schien diesen Ausdruck so unbarmherzig hervorzuerrn, daß er sich wunderte, daß die anderen am Tische nicht mit ihr sprachen, nicht frugen, wie es ihr heute gehe. . . „Der Vogt schien doch ein wohlwollender und guter Mann zu sein.“

„Ganna, etwas mehr Brot“, sagte die Frau.

Ohne den Blick höher als notwendig zu heben, stand sie auf und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Als ich wiederkam . . .

(Leistung - Theater).

Ich muß eine Lücke in meiner Bildung bekennen: ich kenne das „Weiße Röhl“ nicht. Das ist litterarisch insofern ein unangenehmes Faktum, als das neueste Lustspiel von Blumenthal und Nadelburg mit dem „Weißen Röhl“ in einem gewissen Zusammenhang steht. Es treten dieselben Personen auf, dieselben Coulissen werden verwandt usw. Das Publikum freute sich über diesen Zusammenhang. Es gewährte ihm Vergnügen, die bereits bekannten Personen noch einmal zu sehen.

. . . An dieser Freude des Wiedersehens konnte ich, wie gemeldet, leider nicht teilnehmen. Dafür sah ich manches andere wieder, was ich lieber nicht gesehen hätte. Bekannte Motive, bekannte Situationen, bekannte Witze und — ach! — die bekannten Dichter. Die letzteren sah ich sogar mehrfach; sie mußten nach jedem Akt über die Huldigungen des heranzüchteten Publikums mit einer Verbeugung quittieren.

Das Publikum! Ich bin zu wenig gebildet, um zu wissen, wie Blumenthal sein Publikum zusammenzieht, aber ich weiß bestimmt, daß es auch dann nicht wohlwollender sein könnte, wenn es aus lauter Geschäftsteilnehmern und Verwandten bestünde. Witze, die am Stammtisch nur ein melancholisches Lächeln hervorzurufen hätten, werden mit donnernden Lachsalven begrüßt. Verwechslungen, die durch ihr ehrwürdiges Alter jedem fühlenden Wesen Ehrfurcht einflößen mußten, riesen den Jubel des Hauses hervor. Situationen, die in ihrer Banalität selbst einen Kritiker des „kleinen Journals“ zum Erröten gebracht hätten, wurden wie ein Triumph der menschlichen Erfindungskunst beklatscht. Blumenthal und Nadelburg brauchten die Gunst ihres Publikums nicht erst zu suchen, sie wurde ihnen von vornherein entgegengebracht, so reich und verschwenderisch, so laut und deutlich, als ob — dafür bezahlt worden wäre.

Auf diese Weise mußte ein äußerlicher Erfolg allerdings zu stande kommen, und der Telegraph wird ihn noch am selben Abend den Provinzzeitungen gemeldet haben. Die Theaterdirektoren werden von „stürmischem Jubel“ und „wiederholten Hervorrufen“ lesen und werden sich beeilen, das neue Stück ihrem Spielplan einzuverleiben. Ein gewisser Erfolg ist ihnen unter allen Umständen sicher. Auf den Zeiteln ist in fetten Lettern der Berliner Beifall verzeichnet, und man giebt sich in Lüneburg nicht die Mühe, ein Stück auszusprechen, das in Berlin dem Publikum gefallen hat. Freilich nur dem Publikum. Die Kritik fängt erfreulicherweise an, ein neues Stück von Blumenthal und Nadelburg wie jedes andere Geschäft zu betrachten und zu beurteilen. Selbst das „Berliner Tageblatt“ kann nicht umhin, sich auf diesen Standpunkt zu stellen, wenn es dann auch allerlei zusammenredet, um das Geschäft wenigstens zu einem guten zu machen. Das Blatt ist übrigens an den grauen Tagen des Lebens, die durch sein „Weiße Röhl“ verschönt werden, eine beredte Verkünderin des Blumenthalischen Ruhms, woraus man am Ende die Folge ziehen darf, daß ihm auch der Schander mit ideellen Dingen immer noch eine ehrwürdige menschliche Thätigkeit bleibt. Die Kritik — wir sehen jetzt von dem veretterten „Tageblatt“ ab — sollte übrigens noch einen Schritt über ihren jetzigen Standpunkt hinausgehen; sie sollte ein Stück von Blumenthal nicht als ein Geschäft, sondern als einen Anschlag behandeln, als einen Anschlag gegen das Theater, gegen das Publikum und gegen den guten Geschmack. Mit einem solchen kalt erjomenen und raffiniert ausgeführten Anschlag hat man es nämlich in der That zu thun. Der Humor des Herrn Blumenthal ist etwas herber Art; er schlägt der deutschen Kunst allemal eine Wunde, an der sie einige Jahre zu leiden hat. Das eigentlich Lebenskräftige in seinen Dichtungen ist die Schmeichelei, mit der er die niedrigsten Instinkte seines Publikums umwirbt. Dabei kommt ihm nicht einmal harmlose Unkenntnis als mildernder Umstand zu gute. Im Gegenteil: er weiß genau, was er thut; er thut es mit klarem Bewußtsein. Man sagt, daß Geld nicht riecht; aber das Sprichwort muß erlogen sein. Blumenthals Tantiemen stinken zum Himmel.

Um unsern Lesern einen Begriff von dem inneren Reichtum des Mannes zu geben, wollen wir versuchen, den erhabenen Zustand von „Als ich wiederkam“ mit unserer schwachen Feder wiederzugeben. Das freilich wissen wir: ein Drama kann vollständig nur im Theater genossen werden, d. h. für unsern Fall, die ganze Tiefe des Unsiems ist in ehrlücker Prosa gar nicht auszudrücken. Es handelt sich um einen Rechtsanwalt, dessen Ehe durch einen ewig antwefenden Schwiegervater gestört wird. Hier ist der Dichter insofern ein origineller Kopf, als es sich in den „fliegenden Blättern“ und den übrigen Dokumenten des menschlichen Humors gewöhnlich um eine Schwiegermutter handelt.

In diesem Fall ist es also ein männliches Individuum. Der geplagte Schwiegerjohn hofft durch eine Reise an das Nordkap dem zärtlichen Vater seiner Wahl zu entfliehen. In diesem scheinbar gleichgültigen Reiseziel kann man eine feine Eigentümlichkeit des Blumenthalschen Geistes bewundern. Die nordischen Regionen sind durch Hansen, Andree und schließlich auch durch August Scherl zu einer nicht geringen Berühmtheit gelangt. Der Dichter darf sicher sein, daß einige Mädchen über Estimos und Mitternachtsjonne ein Publikum finden, das auf seine geographische Bildung stolz ist. Früher waren die Kolonialwege populär. Blumenthal hat mit genialem Blick erkannt, daß die gegenwärtige Geschäftskonjunktur den Nordpol verlangt. Der Rechtsanwalt will also mit seinem Weibchen zu den Estimos gehen und der Schwiegervater geht natürlich mit. Er bringt seinen Kindern das Opfer, obgleich er eigentlich von der Zwecklosigkeit der Reise überzeugt ist. Die Nordsee braucht er nicht zu sehen, weil er die Ostsee noch von Albed her kennt und wenn er Eis haben will, geht er zu Kranzler. Selbstverständlich wird die Reise nach dem Nordkap bereitet. Ich sage: selbstverständlich; denn eben in der tiefstinnigen Art, in der die Reise scheitert, soll sich der Humor des Dichters offenbaren. Der Rechtsanwalt greift zu einem Mittel der Verzweiflung. Er gibt an, an das Nordkap voranzureisen, reist aber in Wirklichkeit ins Salzkammergut, und zwar ins „Weiße Köhl“. Inzwischen aber begegnet auch dem Schwiegervater das „Wunderbare“, der große Umschwung der Bestimmung, die gänzliche Reinigung und Erneuerung seiner Seele. Er geht in sich und begreift, daß er seinen Kindern nicht ewig zur Last fallen darf; er will sie allein lassen; er geht nicht an das Nordkap, sondern ins — Salzkammergut, ins „Weiße Köhl“. Das ist das eigentliche Stück. Bei meiner Ehre, ich bin weder von Sinnen, noch bin ich von einer Konkurrenzfirma bestochen: das ist das eigentliche Stück. Um diesen Einfall zu bewundern, werden Tausende und Abertausende ihre Zeit und ihr Geld opfern. Um den Erfolg dieses Einfalls festzustellen, wird ein ganzer Heerband von Journalisten, Redacteurs und Telegraphenbeamten aufgegeben. Um diesem Einfall verdienen Blumenthal u. Co. Tausende und Abertausende. Wahrhaftig, wenn das lohnende Handwerk nicht zugleich so schädlich wäre, man wäre versucht, es auch einmal zu ergreifen. Es stellt so ganz und gar keine geistigen Ansprüche, es ist so einfach, so bequem, so leicht. So leicht als lügen, sagt Hamlet. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Ueber das Malen hat Giovanni Segantini, der dieser Tage verstorbene italienische Maler, vor kurzem in der „Wiener Rundschau“ folgenden kleinen Aufsatz veröffentlicht: Jene Wahrheit, die auger uns steht und bleibt, ist nicht Kunst; sie hat und kann keinerlei Kunstwert haben; sie ist und kann nichts anderes sein als blinde Naturnachahmung, daher einfache Wiedergabe in der Materie. Doch die Materie muß vom Gedanken durchgearbeitet sein, um sich auf die Stufe einer dauerhaften Kunstform emporzuschwingen.

Die Kunst muß dem Geiste des Eingeweihten neue Empfindungen offenbaren; die Kunst, die den Beobachter gleichgültig läßt, hat keine Daseinsberechtigung. Die Suggestibilität eines Kunstwertes steht im Verhältnis zur Kraft, mit der es vom Künstler im Momente der Konzeption empfunden wurde, und diese im Verhältnis zur Feinheit, die möchte sagen: Reinheit seiner Sinne. Daß ihrer prägen sich die leichtesten und flüchtigsten Eindrücke seinem Gebirne intensiver und sicherer ein und bewegen, befruchten so den überlegenen Geist, der sie zu einem Ganzen zusammensetzt: hier findet nun die Arbeit statt, die das künstlerische Ideal in lebendige Form umsetzt.

Um diese ideale Vision während der Ausführung des Kunstwertes zu erhalten, muß der Künstler all seine Kräfte ins Treffen führen, damit die ursprüngliche Energie fortbesteht; alles muß eine Vibration seiner Nerven sein, dahin gerichtet, das Feuer zu nähren, das Bild durch sichte Herausbeschwörung lebendig zu erhalten, damit der Gedanke nicht zerfliehe oder abschweife, der Gedanke, der auf der Leinwand Form und Leben annehmen und das Kunstwerk schaffen soll, das geistig individuell und körperlich wahr sein wird; nicht von jener äußerlichen, oberflächlichen oder konventionellen Wahrheit, die das Gepräge der gewöhnlichen Kunst ist, sondern von jener, die, alle Schranken der Linien- und Farbenoberflächlichkeit überschreitend, der Form Leben und der Farbe Licht zu verleihen weiß.

Wir sehen also: Hier ist die Natur! Sie tritt in die Seele ein und hat an dem Gedanken teil. Der Pinsel gleitet über die Leinwand und gehorcht; er zeigt das Wehen der Finger, in welchem sich alle Nervenschwingungen sammeln; es entstehen die Dinge, Tiere, Personen und nehmen bis in die kleinsten Teile Form, Leben, Licht an. Das heilige Feuer der Kunst lebt im Künstler und erhält ihn in einer Geistespannung, jener Bewegung, die er seinem Werke mitteilt. Durch diese Bewegung verschwindet die mechanische, ermüdete Arbeit des Künstlers, und das vollkommene, aus einem Stück gegossene, lebendige, reich empfundene Kunstwerk entsteht: Es ist die Inkarnation des Geistes in der Materie, es ist Schöpfung.

Der Schauplatz erhellt sich, die Flächen weichen, die Figuren bewegen sich, gewinnen Leben; die fieberhafte Leidenschaft, die der Künstler empfand, strahlt aus seinem Werke und teilt dem Beobachter

die gleiche Bewegung mit: Alles lebt in wahren, empfundenem, zudendem Leben.

Dies sollte das Ideal sein, das jeder Künstler in sich zu suchen hätte, das jedem nicht alltäglichen Kunstwerke das Gepräge geben sollte. Gewiß werden nicht alle ihrem eigenen Werke einen gleichen Grad von Sensibilität verleihen können. Ich sagte es bereits: Dies steht im Verhältnis zur Tüchtigkeit und Fähigkeit der Seele und Empfindsamkeit der Nerven, welche jener die Empfindung vermitteln und erhalten.

Der Instinkt, die Kraft, der Wille, die von dem in der Seele gezeugten Gedanken besiegt werden, gehorchen und handeln in ihrem Sinne; so beginnen wir, indem wir ein Kunstwerk schaffen, unsere Seele, und manchmal auch die der anderen, zu veredeln und zu vervollkommen. —

— Von einem gefährlichen Bade erzählt in den „Daily News“ Frank A. Thomson bei Schilderung der Erlebnisse, die ihm und Maguire während ihres erzwungenen langen Aufenthalts bei den Matabeles am Hofe Lobengulas zustießen. „Eines hätte beinahe eine Krisis heraufbeschworen. Maguire setzte sich in den Kopf, ein Bad zu nehmen — ein ganz unerhörtes und verdächtiges Unternehmen in den Augen der Matabeles. Zum Anglick war der Teich, den er auswählte, des Königs eigenes geheiligtes Trinkschüssel. Während er sich entleerte und in das Wasser ging, kam eine Anzahl Eingeborener, die sich um den Teich herumsetzten und ihm zusahen. Aber das war ihm einerlei. Er hatte eine Zahnbürste, etwas rotes Zahnpulver und kölnisches Wasser mit sich und begann seine Zähne zu putzen. Er putzte die Zähne mit dem Pulver, spuckte aus und gurgelte dann mit kölnischem Wasser. Die Eingeborenen kreischten vor Entsetzen, und bevor Maguire es sich verfab, hatten sie alle seine Kleider gepackt und rannten mit ihnen zum König. Maguire kam zu mir, damit ich ihn mit Kleidern ausbelfe. Ich hatte aber selbst nur ein paar Hosen. Und um kamen die Boten des Königs, um ihn zu holen. Wir fanden den König und vor ihm die Eingeborenen, die laut gegen den Zauberer klagten, er habe das Wasser des Königs vergiftet. Zuerst habe er in das Wasser gespuht und siehe da, alles wurde wie Blut (das war das rote Zahnpulver). Dann habe er sein Gesicht zu seinem Gott aufwärts gewandt, ihn mit „Uu-Uu-Uu“ angerufen (das war als er gurgelte), wieder auf das Wasser gespuht und es wurde wie Milch. Er sei ein Heilmittel, ein Zauberer. Es kostete uns viel Mühe und Geschenke, über dieses Bad hinwegzukommen und Maguires Kleider zurückzuerhalten.“ —

Theater.

Deutsches Theater. Ewige Liebe. Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber. Siehe da: die leichte, häßliche Lustspielmache ist ins „Deutsche Theater“ eingezogen. Im Schauspielhaus langweilte uns Hermann Faber durch tristen Ernst; im „Deutschen Theater“ hat er uns durch schale Wäpche besüßigt. Was er will — wenn er überhaupt etwas anderes will, als seine Eitelkeit befriedigen — ist eine Verhöhnung des elenden Schachlers, der in der bürgerlichen Welt mit der Ehe getrieben wird. In Wirklichkeit erreicht er das gerade Gegenteil. Jeder unbefangene Zuschauer sagt sich entriistet: so liegen die Dinge denn doch nicht, so schamlos bieten Eltern ihre Töchter nicht feil und so mahnstoll geberden sich junge Mädchen nie und nimmer. Ich weiß nicht, ob Herr Faber in Frankfurt wirklich Gelegenheit gehabt hat, die Dinge zu sehen, die er schildert. Hat er sie gehabt, beneide ich ihn nicht um seinen Umgangskreis. Wahrscheinlich hat er sie indessen nicht gehabt. Wahrscheinlich hat er um der komischen Wirkung willen so stark übertrieben, daß auch jeder Schatten von Lebenswahrheit geschwunden ist. Der Schriftsteller, der im Mittelpunkt des Stüdes steht, ist in seiner Trottelhaftigkeit ein völlig ungläubiger Charakter. Die Art, wie ihm seine Tante eine Frau verschaffen will; dann die Art, wie er von einer befreundeten Familie für ihre Tochter eingetangt wird, ist so absurd, daß sie nicht komisch, sondern niederdrückend wirkt. Daß die Satire schließlich in Seichtigkeit verläuft, versteht sich am Rande. Der Schriftsteller wird die Braut los, die er eigentlich gar nicht liebt und sie verlobt sich schlennig mit einem Arzt, den sie zwar abgewiesen hat, den sie aber „eigentlich“ doch von Herzen gern hat. Der „Entlobte“ scheint ledig bleiben zu wollen, was im Interesse der menschlichen Gattung ein durchaus vernünftiger Entschluß ist.

Das „Deutsche Theater“ wird seinen in ehrlicher literarischer Arbeit erworbenen Ruhm hoffentlich nicht wieder zu Gunsten dieses oder jenes Herrn Fabers aufs Spiel setzen wollen. — E. S.

—oe— Das Luifen-Theater in der Reichenbergerstraße hielt in den letzten Jahren etwas darauf, in die Zahl der ernst zu nehmenden Bühnen eingereiht zu werden. Wir sahen in dem freundlichen Hause außer klassischen auch moderne Stücke besserer Art in einer leidlich guten Darstellung, wie denn überhaupt die Direktion ordentliche Schauspielkräfte an sich zu fesseln wußte. Die bewährten Künstler sind ihr auch in der neuen Saison verblieben, aber mit dem Repertoire will es nicht so klappen. Man gab am Sonnabend als Novität „Molière Carré“, die berlinisierte Fosse des süddeutschen Journalisten Josef Dachs. Das war ein arger Mißfall. Das immer noch nicht zu Tode strapaziertes Thema von dem Provinzialen, der in Berlin tolle Sünden erlebt, mag, wenn es denn sein muß, noch verschiedentlich herhalten. Aber es ist wohl selten mit so wenig

Witz bearbeitet worden, wie in diesem Falle. Champagnerorgien eines Görlitzer Pfahlbürgers brauchen gewiß nicht von Geist zu strohen, aber sie sollen wenigstens auf den Zuschauer, auch nicht einschläfernd wirken. Alles Mühen des in erheblicher Fülle herangezogenen Personals Klang in eine gequälte Lustigkeit aus, in die selbst eine so routinierte Coubrette wie Frau Anna Müller kein Leben bringen konnte. —

Volkskunde.

— Durchgangszoll auf Bräute. In der „Zeitschrift für östreichische Volkskunde“ erinnert Lehrer Heinrich Moses aus Pottschach an die in Nieder-Oesterreich noch gebräuchliche Sitte des „Fürziehens“: Dem Brautpaare, das aus der Kirche schreiet, wird ein Strich vorgehalten, den es nur nach Abgabe einer gewissen Steuer überschreiten darf. Die Sitte hat in Ortsgesetzen früherer Zeiten amtliche Regelung gefunden. In vielen Ortsgesetzen Nieder-Oesterreichs war die Durchfuhr von — Bräuten ohne vorherige Anmeldung und Entrichtung einer Zollgebühr nicht gestattet. Im Laibing des Marktes Dröbzig ist zu lesen: „Item wann einer führt eine brant über die March, der ist manth schuldig 42 pfennige“. In dem Laibing des Marktes Weilerthschlag a. d. Thaya: „Item alle brant, so durchführen, die müssen manthen, das ist unser recht“. Im Laibing von Leopoldsdorf bei Wien wird der Zoll genauer präcisiert: „Wenn man eine brant über die prugt her in das aigen fuert, so gibt man zur mant von einer wittib 12 pfennige, von einer jundfrawen 6 pfennige und nicht mehr“. Im Laibing der Dörfer Ober-Konberg, Loschberg und Moiten bei Zwettl wurde festgesetzt: „Erslichen wamu einer mit einer brant ohne vorwiszen der grundobrigkeit oder des richters durch diesen markt fahret, ist er in der grundobrigkeitlichen strafe . . . Ferner wann man einem so mit einer brant durchführen wolte, den weg mit einem sail überzuge und von einen solches sail ausz übermuet und verachtung des gesages abgehuet wurde, ist er der herrschaft zum wandl verfahren 32 pfund pfennige, deren jedes pfund 240 pfennige oder einen gulden in gelt auszumadet . . . Item wann ein brant-volk die freihreit mehrgemeldeten marktles und des dorfes gosch bestritt, sie zuvor auf beschehendes anmeldten sechs groschen geben muessz, beschlägt aber keine anmeldung, ist solches ein schwarzes sail mit vier weiszzen fuesszen zu geben schuldig.“ —

Technisches.

— Wie alt ist die Verwendung des Betons? Es mögen etwa anderthalb Jahrgehnte her sein, da begannen die Asphaltbürgersteige den Betonanlagen vielfach zu weichen. Man bewunderte die praktische Erfindung, ohne wohl eine Ahnung zu haben, daß ungefähr um dieselbe Zeit die gewaltigen Ausgrabungen zu Mykenä und dann zu Hissarlik (Troja) ganz ähnliche Fußböden zu Tage förderten. Die homerischen Helden haben thatsächlich, wie der „Köln. Volksztg.“ geschrieben wird, auf betonartigem Estrich die Hände zum „leder bereiteten Mahle“ und zum haugigsten Wein erhoben. Meißter auf diesem Gebiete aber waren, wie überhaupt in solchen Dingen, die Römer. Es ist kein Zufall, daß gerade aus Italien die Terrazo-Meister kommen; denn solche Kunst blühte in diesem Lande schon vor zwei Jahrtausenden. Die Herstellung des Terrazo entspricht ganz derjenigen des römischen Estrichbodens, nur daß bei ersterem härteres Material, das sich später polieren läßt, benutzt wird. Dieser Estrich ist eins der sichersten Erkennungszeichen für römische Technik. Ueberall zeigt er sich, wo Römer dauernd sich niedergelassen oder doch dauernden Kultureinfluß ausgeübt haben. Thatsächlich ist diese Art Bodenbelag, abgesehen von dem kostbaren Mosaikboden, so ziemlich in allen bedeutenderen Villenresten der Rheinlande zum Vorschein gekommen. Sehr genau läßt sich die Herstellungsweise des römischen Betons bei den ausgedehnten Ruinen der Saalburg im Taunus verfolgen. Es gab mehrere Arten von Estrichböden. Der bessere, aus Kalkmörtel gefertigte Estrich fand vornehmlich, wie L. Jacobi in seinem Werke über die Saalburg feststellt, bei den mit Heizung versehenen Räumen Verwendung. Zunächst kam eine lose Schicht aus kleinen Steinen, dann eine mit Mörtel vermischte, 10 bis 12 Centimeter dicke Schicht aus Kleinschlag oder aus Kies; diese Schicht wurde fest zusammengestampft, ganz ebenso wie bei den heutigen Betonunterlagen für Cementböden. Dicker war die nun folgende Schicht, zu der gewöhnlich Bruchstücke von Ziegelsteinen oder von Gefäßen aus Thon und Terra sigillata verwandt wurden. Diese Schichten wurden wieder gehörig gestampft und geebnet. Zuletzt kam eine dünne Lage aus feingeschlagenen Ziegelschüden. War das Ganze völlig getrocknet, so wurde die Fläche erst mit gröberem, dann mit feinkörnigen Sandsteinen abgeschliffen. Solche Sandsteine haben sich in der Saalburg noch mehrfach vorgefunden. Es scheint, daß bei weicher ausgestatteten Räumen der Boden schließlich noch geölt wurde. Uebrigens sind nicht bloß in römischen Villen, sondern auch in vielen alten Römerstädten Betonböden ausgegraben worden. So wurde in Köln z. B. ein Betonboden von etwa 31 Meter Länge in der Glodengasse aufgedeckt; ferner fanden sich ähnliche Böden — zum Teil neben Mosaikresten — am Cäcilien-Kloster, in der Mariengartengasse usw. Der Beton fand aber nicht nur Verwendung der Fußböden, sondern auch bei der Kanalisation, bei Wasserbeden, Cisternen, Vaberräumen und dergleichen. Eine eingehende Beschreibung der Herstellungsweise des antiken Betons giebt der römische Architekt Vitruv in seinem Buche über die Baukunst; er lebte in der augusteischen Zeit. Es gab auch noch eine andere,

münderwertige Art von Estrich, die aus thonhaltigem Lehm, vermischt mit Sand sowie mit feingehadtem Stroh, Farnkraut usw. hergestellt war. Dieser Estrich wurde bei Paraden, Kellern, überhaupt bei allen weniger feinen Räumlichkeiten angewandt. —

Humoristisches.

— Ein Vorsichtiger. „Ein Wort, gnädiges Fräulein! Würde es Sie irgendwie unangenehm berühren, wenn ich Ihnen sagen würde, daß ich Sie liebe, bis zum Wahnsinn liebe, daß Sie mir alles sind, daß ich Sie lieber habe als mein Leben, daß ich ohne Sie keine Minute auf der Welt sein will, und daß ich mir eine Kugel durch den Kopf schieße, wenn Sie mich nicht erhören?“ „Gewiß würde mir das unangenehm sein, da ich Sie beim besten Willen nicht erhören könnte.“

„Dann sage ich es also nicht.“ —

— Polizisten-Rapport. „Als ich auf einem Patrouillengang um ein Uhr nachts über den Marktplatz kam, sah ich, wie ein Student die Gaslaternen zertrümmerte. Nachdem dies geschehen war, trat ich auf ihn zu und unterjagte ihm das. Der Student wurde frech und rief mir zu, ich sollte ihn den Budel hinaufsteigen. Nachdem dies geschehen war, forderte ich von ihm seine Legitimationskarte.“ —

— Höchste Eile. Portier (der die Zeit verschlafen, in den Wartesaal stürzend): „Meine Herrschaften, es ist die höchste Zeit zum Einsteigen, das Zügl ist grad' hinausgefahren!“ — (Lust. VI.)

Notizen.

— Vom Berliner Schauspielhaus ist soeben ein dreiaktiges Lustspiel „Die Damen Labardieu“, nach dem Französischen von F. Carré und A. Vilhant, bearbeitet von Paul Bloch, zur Ausführung angenommen worden. —

— In der Nationalgalerie wird eine Kollektivausstellung von Werken des unlängst verstorbenen Tiermalers Adolf Sörenher veranstaltet. Auch die neuesten Erwerbungen der Galerie sollen zu einer Ausstellung vereinigt werden. —

— Willi Frohose, der bisher am Schiller-Theater thätig war, ist vom Dresdener Hof-Theater engagiert worden. —

— Die einaktige Oper „Randanila“, Text von Julius Freund, Musik von Gustav Lazarus, fand bei der Erstaufführung im Kölner Stadt-Theater, nach dem „V. L.“, eine sehr warme Aufnahme. —

— Die von Berliner Museen angeregten großen Ausgrabungen an der Stelle des alten Milet sollen unter Leitung Professor Wiegands dieser Tage in Angriff genommen werden. —

— Auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in Pittau wurde am Sonntag ein Preis von 1000 Mark für die Sammlung und Bearbeitung des Wortschates der deutschen Seemannssprache ausgeschrieben. —

— Bei einem Wettbewerb, den der Enser Jagdverein für das beste Lied zum Preise der Lohn ausgeschrieben hat, sind über vierhundert Lieder eingegangen. Die zunächst als passend ausgewählten sollen nämlich bei einem großen Lahnlied-Feste, das in Ems Ende Oktober abgehalten wird, als Chöre oder Einzellieder vorgetragen werden. Der Preis beträgt 1000 M. —

— Mit dem neuen Verfahren der Schnelltelegraphie von Pollag und Birag, das von uns bereits beschrieben wurde, sind im Laufe der vergangenen Woche Versuche auf einer Leitung zwischen Budapest und Berlin angestellt worden, die nach einem Bericht der „N. Fr. Pr.“ zu einem sehr günstigen Ergebnis geführt haben sollen. Der Apparat hat nach dem Bericht tadellos funktioniert und in zehn Sekunden 220 klar und scharf gezeichnete Worte gegeben. —

t. Eine praktische Verwendung der Sternschnuppen schlägt der französische Astronom Douquet de la Vêrhe auf Grund der diesjährigen Beobachtungen des Meteorenschwarms der Perseiden vor: er hält es nämlich für möglich, durch die Beobachtung von Sternschnuppen den Unterschied der geographischen Länge zwischen zwei Orten zu bestimmen, wie es bis jetzt mit Verwendung der Telegraphie geschieht. —

t. Ein außerordentliches Meteor haben die Passagiere des englischen Postdampfers „Trinidad“ auf der Reise nach den Bermuda-Inseln beobachtet. Als das Schiff noch etwa 300 Seemeilen von St. David's Head entfernt war, sah man plötzlich ein außerordentliches Meteor, das aus westnordwestlicher Richtung nach ostnordöstlicher herabschwebte und scheinbar dem Schiffe ganz nahe kam. Das untere Drittel des großen Körpers glühte und sprühte Funken wie Eisen in der Nothlut, der übrige Teil hal-e einen glänzenden Schimmer von grüner Farbe. Bei seinem Fall hinterließ das Meteor einen deutlichen Schweiß in der Luft, der noch mehrere Minuten nach dem Verschwinden der Masse sichtbar blieb und das Aussehen hatte, als wäre er mit Wasserfarbe auf den Hintergrund des Himmels gemalt. —